

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 25.

Samstag, 30. Januar.

1915.

(2. Fortsetzung.)

Die Ehe des Herrn Terbrügge.

Roman von F. Carlsen.

Nachdruck verboten.

Signe sah prüfend in das Gesicht des jungen Mädchens. „Du bist sehr bitter, wenn du von deinem Bräutigam sprichst.“

„Da irrst du, ich urteile ganz objektiv. Warum sollte er mir eine besondere Bedeutung beimessen? Ich gebe ihm ja auch nicht die landläufigen Gefühle der Braut, die schematisch seit Ewigkeiten in keuschen, jungen Mädchenseelen festgelegt sind und auf bestimmtes Stichwort hervorgeholt werden.“

„Das alles ist so ganz anders, als ich es für dich gewünscht hatte, Lieblich.“

„Gefiel dir Hans Maltis besser?“

„Nein, Magda. Zwischen ihm und der Persönlichkeit Terbrüggens ist ein gewaltiger, unüberbrückbarer Gegensatz. Mit Maltis kann man über glattes Parkett tanzen, mit Terbrügge könnte man Gipfel erklimmen.“

„Gerade darum graut mir vor dem Gedanken an meine Ehe, weil Terbrügge nicht indifferent ist, weil er eine Macht bedeutet, der ich mich beugen oder gegen die ich kämpfen muß!“

„Das Dritte hast du vergessen“, sagte Signe leise und strich über Magdas Haar. „Den Ausgleich, das Kompromiß zwischen zwei Potenzen, die nebeneinander regieren. Aber dazu braucht man Liebe.“

„Wo sollte die herkommen?“ fragte Magda verächtlich. „Glaubst du, ein Mädchen, das gezwungen wurde wie ich, liebt? Glaubst du, ein Mann, der ein Mädchen an sich reiht, weil es in seine Kombinationen paßt, liebt? Wenn du ihn gesehen hättest, wie er mir gegenüberstand und mir Klarheit gab, wie er sich im Vorhinein dagegen verwahrte, eine sentimentale Komödie aufzuführen, und mir sagte, daß er auf seinem Recht bestehen würde. . . . Kein Blick fiel dabei auf mich, aber ich hatte die Empfindung, als sei ich ein Zuchtobjekt, an dem er achlos vorübergegangen wäre, wenn ich weniger gesund, weniger stark, kurz: weniger geeignet gewesen.“

„Das paßt zu einem Mann wie Terbrügge. Er sieht in dir die Gründerin eines Geschlechtes, und er hat gut gewählt. Schön und stark werden eure Kinder sein, und die arme Welt wird um ein bißchen reicher an Schönheit werden durch euch, und das hat sie sehr nötig.“

„Wie mich das demütigt“, murmelte Magda. „So nichts zu gelten als Persönlichkeit, nur Mittel zum Zweck sein. . . . Hausfrau. . . . Mutter — und denken, daß es Menschen gibt, die beglückt sind mit einer Liebe, die Berge versetzt, mit grenzenlosem Verstehen und tiefinnerster Gemeinschaft.“

„Sieh mich an“, sagte Signe gebieterisch, „ich genieße dieses grenzenlose Verstehen, diese tiefinnere Gemeinschaft, die du, nebenbei gesagt, auch bei Hans Maltis nie gefunden hättest. Ich kann alle intellektuellen Güter empfangen und geben, aber das, wovon du so verächtlich sprichst, bleibt mir für immer versagt. Glaubst du wirklich, daß du sehr zu beklagen bist, wenn du dich mit mir vergleichst?“

Zum ersten Male, seit sie sich kannten, hatte Signe auf ihr Gebrechen angespielt, und Magda empfand tieferschüttert, was in diesem Bekenntnis lag.

„Aber alle erkennen dich an und umgeben dich mit einem Bannkreis der Verehrung. . . .“

„Und glaubst du, daß das einem Mädchen mit den Wünschen und der Sehnsucht ihrer zwanzig Jahre den einen bewundernden Blick erregen kann, den ihr der Mann gibt, der ihr zufällig begegnet und noch nichts von ihrem ethischen Werte ahnt? Bewundert werden bloß, weil man ist und nicht trotzdem man ist. . . . Bewunderung von Mann zu Weib verträgt keine Gedankenarbeit, sie muß sich spontan entflammen. Das ist das Wahre, Echte, Natürliche. . . .“

Da trat Malene Hallgreen zu ihnen.

„Ihr müht wieder zu den anderen“, sagte sie bestimmt, als sie die Spuren der Erregung in Signes Gesicht bemerkte. Und sie standen auf und kamen in das Zimmer zurück. Dann setzte sich der junge Musiker ans Klavier und spielte Chopin. Und Magda war es, als fliehe in diesem Augenblick die ganze Verwirrung ihrer Seele mit den Tönen dahin und sie ergab sich dem Zauber der Stunde, ohne an das „Morgen“ zu denken.

Das Nocturne verklang und die Ballade ertönte unter den Fingern des Jünglings. Lautlose Stille lag über den Zuhörern. Sie empfanden alle das geheimnisvolle Weben der jungen Seele, die hier in Tönen ausströmte. Es schlug fünf Uhr, als Magda erschrocken auffuhr.

Sie machte Signe ein Zeichen, um die lauschende Andacht der kleinen Gemeinde nicht zu stören und glitt geräuschlos aus dem Zimmer. Und froher, als sie gekommen, schritt sie dem Hause zu, in dem sie eine andere Atmosphäre umgab, wo sie mitten in die Anforderungen des Lebens geriet.

Stephan Terbrügge erwartete sie bereits. Er zog ihre Hand an die Lippen und sagte, während sein Blick sie forschend umfaßte:

„Du siehst aus, als sei dir etwas Gutes begegnet!“

„Ich war bei meiner Freundin Signe und das erfrischt mich immer!“

Er erwiderte nichts.

„Meine Mutter schickt dir durch mich ihr Geschenk. Die Krankheit meines Bruders verhindert sie daran, unserer Hochzeit beizuwohnen. Ich habe ihr versprochen, sie mit dir an der Riviera zu besuchen!“

Er zog ein Etui aus der Tasche. Ein wunderschönes, kostbares Brillantenmedaillon bligte ihr entgegen. Die Kapsel hatte Platz für ein Bild, und die Rückseite trug in Brillantenplittern die Inschrift: „Mein Liebstes!“

„Herrlich“, sagte sie gedankenlos und ließ das Schmuckstück in das offene Fach ihres Schreibtisches gleiten.

Dann gab es sachliche Erörterungen, die mit der Feier in Verbindung standen, an denen der Konsul teil-

nahm, und um 9 Uhr ging Terbrügge, um seiner Braut frühzeitig Ruhe zu gönnen. Sie geleitete ihn bis zur Tür und bot ihm, wie sonst, die Stirn zum Kuß. Aber er umfaßte sie und senkte zum erstenmal seine Lippen auf ihren Mund, stark und fest, als drücke er ihr sein Siegel auf. Dann ließ er sie los, und ehe sie ein Wort sagen, eine Bewegung machen konnte, sah er bereits im Auto und fuhr davon.

Magda ging wie betäubt in ihr Zimmer. Ihr war, als sei sie mit diesem Kuße ihm hörig geworden. Ihre Wangen brannten und ihr Herz klopfte. Sie wußte nicht, ob sie zürnte oder nur überrascht war, aber der innere Aufbruch raubte ihr den Schlaf. Der Morgen graute schon, als sie die Augen schloß.

Die Trauung fand auf den Wunsch der beiden Hauptbeteiligten im engsten Familienkreise statt, nicht einmal Signe war anwesend. Sie hatte sich geweigert, weil, wie sie in ihrer schrankenlosen Offenheit zu Magda sagte, eine Hochzeit trotz aller Resignation bittere Gefühle in ihr auslöste, die auf den Charakter einwirkten.

Terbrüggens Mutter konnte ihren jüngeren Sohn nicht verlassen, denn zuliebe sie seit Monaten an der Riviera lebte. Er hatte sich bei einem Sturz vom Pferde das Rückgrat verlest und nach langem Krankenlager eine Lähmung zurückbehalten, die ihn an den Rollstuhl fesselte. Der Jammer dieser in der Blüte geknickten Existenz lastete schwer auf der Familie, und wenn Stephan von seinem Bruder sprach, der immer ein Sonnenkind gewesen, so verlor sein Gesicht das Gepräge der Unerbittlichkeit, und in die harte metallene Stimme glitt ein leiser Klang wie von ferner Güte und Weichheit. Und da diese Nächsten und Tauersten bei der stillen Feier fehlen mußten, so wollte er auch keine gleichgültigen Bekannten dabei sehen, und Magda schloß sich seiner Ansicht an.

Ernst und bedeutungsvoll klangen die Worte des Pfarrers, der die Trauung im Hause vornahm, denn Magda hatte eine Feier in der Kirche abgelehnt, ganz in Terbrüggens Sinn, dem solche Schaustellungen unsympathisch waren. Nur die Familienmitglieder des Konsuls, ein paar steife Patrizien mit ihren Frauen, waren anwesend. Um das Deforum zu wahren, hatte man sie eingeladen, und sie waren gekommen in dem Bewußtsein, der Feier durch ihre Gegenwart erst die richtige Weihe zu verleihen. Magda hatte nie etwas für diese Linie ihrer Familie empfunden und mußte sich überwinden, diesen ihr innerlich ganz fremden Menschen die Stirn zum Kuß zu bieten.

Der Konsul schien in seiner Art ganz glücklich zu sein, er war kein Mensch vieler Worte und Gefühls-äusserungen. Sein farges Liebesbedürfnis war mit seiner Frau ins Grab gegangen und Magda wußte das und fiel ihm nie mit Rärtlichkeiten lästig.

So kam feinerlei Rührung auf, und als Stephan Magda den Ring an den Finger schob, sah sie so unbetheiligt aus, als ginge sie die ganze Zeremonie nichts an.

Wein Luch war das junge Paar nicht mehr zugegen. Sie hatten vom Konsul Abschied genommen, sich im übrigen englisch empfohlen und waren in die Villa Terbrügge gefahren, wo sich Magda umkleidete. Dann brachte sie das Auto zum Expres.

Sie reisten ununterbrochen bis Monte Carlo, wie es Magda gewünscht. Terbrügge mochte ihr darin nicht widersprechen. Sie hatte das in einem dunklen Instinkt der Selbsterhaltung verlangt, weil sie wußte, daß die lange Reise im Expres sie wenigstens noch eine Weile vor dem gefährdeten Alleinsein mit ihrem Manne bewahrte, das notwendigerweise eine Aussprache zur Folge haben mußte.

Die Sonne strahlte von einem wolkenlosen, tiefblauen Himmel herab, als der Zug zwischen alpinen-umrankten Villen und herrlichen Gärten vorüberfuhr, immer weiter in das Märchen hinein, das sich Riviera nennt. In einem kleinen, schönen Bahnhof hielt er. Überlaute Stimmen schrien „Monte Carlo“, und sie stiegen aus. Terbrügge hatte telegraphisch im Hotel de Paris Zimmer bestellt, und keine Viertelstunde war

vergangen und Magda sah sich in einem wundervollen Raum, dessen Fenster aufs Meer gingen. Sie bewohnten ein Appartement, das aus zwei Schlafzimmern, Salon und Badezimmer bestand, ein geradezu fürstlicher Luxus an einem Orte wie dieser, aber sie hatte in der kurzen Zeit ihres Beisammenseins mit Terbrügge schon gelernt, daß er ein Grandseigneur war, dessen offene Hand ihm überall Sklaven warb, was er mit dem geringschätigen Lächeln quittierte, das ihm eigen war, und Bitterkeit erfüllte Magda, wenn sie bedachte, daß auch sie ihren Preis gehabt hatte, wie alles andere.

Stephan hatte sich zurückgezogen, um Magda ein wenig sich selbst zu überlassen. Sie löste nur den langen Schleier und die Toque von ihrem Haar, warf den Pelz ab und trat auf den Balkon hinaus.

Einen Augenblick vertrieb das köstliche Bild in Weiß, Grün und Gold ihre anderen Gedanken. Die weiße Terrasse mit der eleganten, hin- und hervogenden Menge, das dunkle Grün der Palmen, die weiche Luft erfüllten sie einen Moment lang mit dem Riviera-tausch, den Menschen empfinden, die noch vor vierundzwanzig Stunden Kälte, Schnee und Eis in der Heimat gesehen hatten. Dann riß sie sich mit einem Seufzer von dem magischen Anblick los, und fing an, sich auszukleiden.

Nachdem sie in der luxuriösen Kabine neben ihrem Schlafzimmer ein lauwarmes Bad genommen, klingelte sie, und zu ihrer Überraschung trat statt des Hotelstubenmädchens eine kleine, zierliche Französin ein, die sich als die Kammerjungfer vorstellte, welche die Administration des Hotels auf die telegraphische Anweisung des gnädigen Herrn engagiert hatte.

Magda war angenehm berührt, denn der Gedanke, sich so allein behelfen zu müssen, erschreckte das verwöhnte Stadtkind, und sie hatte mit Grauen an das Auspacken gedacht. Diese kleine, braune Georgette aber fand sich auffallend schnell zurecht, sie trug mit untrüglichen Instinkt die passenden Kleidungsstücke zusammen, wählte Hut, Schleier, Handschuhe, genau zu dem Kostüm passend, und erweckte sofort in Magda den Wunsch, sie in die Heimat mitnehmen zu können.

(Wortfolge: fort)

22 = Lesefrucht. = 22

Der Mensch bedarf der Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele:
Nur in dem Ganzen wirkt er;
Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle.

Schiller.

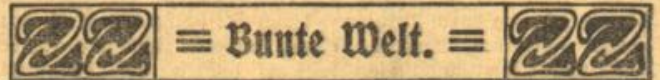
Die „melancholische Morgenröte eines Sultanats.“

Unter diesem Titel schildert Felici in einem Briefe aus Kairo, der vom „Giornale d'Italia“ veröffentlicht wird, die trübe Stimmung, die seit der Neuordnung der Verhältnisse im Lande durch die Engländer allenthalben herrscht. „Sir Arthur Mac Mahon, der hohe britische Kommissar für Ägypten“, so schreibt er, „ist mit fast königlichen Ehren empfangen worden: 21 Kanonenschüsse von der Zitabelle; 2 Kompanien englischer und ägyptischer Soldaten an der Station. So hat Ägypten zwei Herrscher, den Sultan Hussein Kamil und Sir Mac Mahon. Herodot hatte mit seiner Meinung, daß Ägypten das Land der Widersprüche wäre, durchaus recht. Die Morgenröte des ägyptischen Sultanats und des britischen Protektorats über das Land, das eines der reichsten der Welt ist und einen unergleichlichen strategischen Wert hat, dessen politische und koloniale Wichtigkeit ungeheuer ist, diese Morgenröte ist in höchstem Grade melancholisch. Als sie zuerst dämmerte, kam wohl ein fröhlicher Lichtstrahl, aber er verlösch sofort. Die „Kolonien“, soweit sie sich vor den Kriegsverbarmungen gezeitet hatten, fanden ein großes Vergnügen bei den Feierlichkeiten der Proklamation, warfen Blumen auf den Wagen des neuen Sultans, liehen ihr hochleben und winkten mit den Taschentüchern. Aber wann haben solche Kundgebungen derartiger „Kolonien“

Je einen politischen Wert? Sie begnügen sich mit einem Nichts, um sich zu vergnügen oder um sagen zu können, daß sie sich vergnügen. Und hier hatten sie sogar Gelegenheit, ihr sehr entwickeltes Bedürfnis nach höflichen Festen zu befriedigen! Auch von einem andern Element kann man bei der Betrachtung der Lage Ägyptens absehen, den Fellahs. Der Fellah hat die Revolution, die sich in seinem Lande vollzog, nicht bemerkt. Wie in den vergangenen Jahrhunderten, so lange er da ist, ist die Geschichte über seinen unter der Arbeit gekrümmten Rücken hinweggeglitten, wie das Wasser über eine glatte Oberfläche läuft; er setzt unerschüttert seine Arbeit an den Feldern fort. . . . Aber in Ägypten gibt es doch Leute, die beobachten und diskutieren. Was sagen sie? Sultán Hussein? Persönlich ist er beliebt; er ist sehr würdevoll, ist freigebig, unterstützt den Ackerbau und die Landleute. Aber die Vorgenröde seines Sultanats ist so trübe, weil das Sultanat verhaftet ist und über dem Haupt des Sultans eine Drohung schwebt, seit aus Konstantinopel der Bannstrahl gegen ihn als Verräter geschleudert ist. Hussein soll durch diese Drohungen so eingeschüchtert worden sein, versichert man, daß er es bereut haben soll, den Kampfposten angenommen zu haben, den ihm England dringlich angeboten hat. Und was haben wir durch die Änderung gewonnen, fragt sich der Ägypter. Die Änderung ist für uns in jeder Beziehung unvorteilhaft. Früher waren wir von der Türkei abhängig, jetzt von England. Der Türkei gegenüber waren wir zum großen Teil selbständig. Die Rechte Konstantinopels waren in den Firmans ausgesprochen, aber bei der Schwäche der Regierung gelang es uns immer, ihnen zu entgehen. So schuf Ismail eine Regierung mit Ministern, eine Abgeordnetenversammlung, ohne jede Erlaubnis. Dagegen hat England unbeschränkte Rechte, und manche Freiheiten werden bei ihm nicht erlaubt. Vielleicht hätten wir eines Tages von Konstantinopel ganz unabhängig werden können, von London werden wir es nie sein, trotz mancher leerer Versprechung, da für England in Ägypten so gewaltige Interessen ruhen. Wird England gewisse ökonomische Aufgaben lösen, die für das Land von unbedingter Notwendigkeit sind? London hat z. B. nie eine Baumwollindustrie schaffen wollen in dem Lande, das die Baumwolle produziert. Die Baumwollspinnereien werden in Ägypten durch eine schwere Steuer bedrückt, sicher nur, um in Manchester Wohlgefallen zu erwecken. Früher wurde der Anterriekt umsonst erteilt. Die Regierung hat ihn im Einverständnis mit England unterdrückt. . . .

Die Unzufriedenheit ist am schärfsten in den religiösen Gerichten. Der Großkadi hatte Ansehen, weil er von Konstantinopel ernannt war; durch ihn fühlten sich die Richter besser geschützt in ihrer Unabsehbarkeit. Jetzt fühlen sie sich durch den „christlichen“ Sultan, der formell den Großkadi ernannt, in größerer oder geringerer Abhängigkeit von England. Wenn man erwägt, was das religiöse Gericht in dem mohammedanischen Leben bedeutet, so hat diese Äußerung der Unzufriedenheit die stärkste Bedeutung. Breitet sich doch die Überzeugung wirklich aus, daß der Sultan ein „christlicher“ Sultan wäre, und für einen solchen betet man nicht. Früher war das Gebet für den Kalifen, das Haupt aller Gläubigen, nicht eine religiöse Pflicht, sondern ein Akt der Hingebung. Jetzt lassen die Engländer in dem Gebete in den Moscheen die Gläubigen sagen, daß sie für den Ruhm des Islam, für den Kalifen — aber es wird nicht genau gesagt, ob für den in Konstantinopel oder den in Kairo — und für den Sultan von Ägypten beten. Aber die Gläubigen hüten sich wohl, die letzte Hinzufügung mitzubeten. . . . Schließlich herrscht im Lande auch ökonomische Unzufriedenheit. Man beklagt sich über den geringen Goldumlauf. Früher gab es in Ägypten Gold; die Ausfuhr wurde verboten — wer hat also das Gold nehmen können? Der Ägypter beschuldigt London. Inzwischen sind drei Millionen ägyptische Pfund in Scheinen von 2 und 4 Mark Wert ohne Gegenwert ausgegeben worden. Auch die Frage des Thronfolgers beunruhigt die Ägypter. Hussein hat einen Sohn, der eine Schwester von Abbas, dem früheren Khediven, zur Frau und keine Kinder hat. Die Frage der Nachfolge bleibt also offen. . . . Eine Atmosphäre von unbestimmbarer Unzufriedenheit lastet in Ägypten auf allen. Auf der Stirn tragen die Ägypter die Inschrift „England“, aber im Herzen: „Türkei, Türkei, Türkei.“ In dieser Lage geben die Zeitungen wieder, was die „Ball Mail Gazette“ und der „Daily Graphic“ in London schreiben, daß Kairo schon die moralische Hauptstadt des Islam

wäre und daß die Wiederkehr des Sultanats nach Ägypten die Frage des Kalifats aufwerfe. In dieser Lage haben aber auch die britischen Militärbehörden offiziell erklärt, daß der türkisch-deutsche Angriff gegen den Suezkanal und gegen Ägypten nahe bevorstehe. . . .



Aus der Kriegszeit.

Freiheitslied aus dem Kriegsjahr 1914/15 von John Bull,

Freiheit, die ich meine,
Die für mich nur gilt —
Wenn mit gold'nem Scheine
Sich mein Säckel füllt.

Fehlt in meinem Lande
Mir Kriegsmaterial, —
Nehm' ich „Konterbande“,
Ist sie auch neutral.

Früchtig blüht mein Weizen
Auf dem Wogensfeld,
Mag man auch sich spreizen —
Ich beherrsche die Welt.

Herrlich ist's, zu ernten,
Wo wir nicht gesät.
Von den Vätern lernten
Wir, daß es gerät.

Ob Norwegen, Schweden,
Holland auch in Not,
Dänemark hält Neben,
Schweizer-Bund gar droht,

Italien führt Klagen,
Amerika protestiert,
Ob die Mächte tagen,
Wenig mich geniert.

Mag auch Frankreich leiden,
Belgien gehn zugrund,
Was liegt mir an beiden,
Bin nur ich gesund.

Schon von jeher übte
Mein erwähl't Geschlecht
Den Spruch, den es liebte:
„Macht geht uns vor Recht!“

Doch ich gerne wahre,
Mir den Heil'geuschein,
Auf dem mit Fanfare:
„Belgien zu befrei'n!“

So will ich das Gute,
Scheinbar vor der Welt,
Arm in Arm mit Krute —
Väterchen als — — Held.

Wiesbaden.

L. G.

Deutsche Schatzgräber in Belgien. Wie vielseitig die Tätigkeit unserer Truppen in Belgien ist, geht aus einem Feldpostbrief hervor, den die „Ostsee-Zeitung“ veröffentlicht und in dem es heißt: „Bei dem Bauer, bei dem ich im Quartier liege, ist eine alte Frau, die aus E. geflüchtet ist, da dort fast alle Häuser, selbst die Kirche in Brand geschossen sind. Die alte Frau hat in E. ein eigenes Haus, welches zwar noch steht, aber innen ganz zerstört ist. Sie bat mich, ich sollte doch nach E. fahren, sie hätte dort noch Sachen, die sie gerne haben möchte, und was das meiste war, sie hatte ihr Vermögen dort vergraben, was ihr am Herzen lag. Da die Strecke von B. bis E. nicht weit ist und ich noch Zeit hatte, versprach ich ihr, die Sachen mitzubringen. Sie beschrieb mir die Stelle, wo die Blechkiste mit dem Gelde eingegraben ist, unter den Kartoffeln, bei dem und dem Fenster. Da ich keine Schippe oder sonst etwas hatte, nahm ich meinen Säbel und schaffte die Kartoffeln beiseite, dann nahm ich die Säbelslinge und durchsuchte den Boden. Auf einmal stieß ich auf einen harten Gegenstand, ich machte mit der Säbelslinge die Erde weg und brachte den kostbaren Schatz zutage. Die Freude aber, als ich mit den Sachen und der Blechkiste nach Hause kam! Die alte Frau konnte kaum ein Wort vor Freude herausbringen. Am nächsten Tage fragte sie mich, was sie schuldig sei; ich sagte ihr, ein deutscher Soldat nimmt

für solche Gefälligkeiten kein Geld. Jetzt machen die Leute alles, was sie uns von den Augen absehen können. Am Sonntag hatten sie für meine Leute zwei Hühner braten lassen, die haben wir uns gut schmecken lassen.

Die versöhnende Kraft des Roten Kreuzes in Feindesland. (Aus der Roten-Kreuz-Korrespondenz.) Vor wenigen Tagen fuhr ich durch Belgien. Welch ein blühendes Land mit seinen schmucken Dörfern, seinen sauberen Städten, seiner hochentwickelten Industrie, seinem dichten Eisenbahnnetz! Lange Strecken hinter der Grenze sah ich von der Bahn aus keine oder doch nur sehr wenige Spuren des Krieges, der Belgiens Unglück geworden. Nur hier und da ein zerstörtes oder abgebranntes Haus, eine notdürftig wiederhergestellte Brücke, frische Aufräumungsarbeit an einem Tunnel. Freilich eine furchtbare Sprache von deutscher Vergeltung reden Orte wie Löwen und Biseh, und ruhige und verständige Bewohner Belgiens gaben mir ohne Umschweife zu, daß sie die gründliche Zerstörung dieser Ortschaften als eine gerechte Strafe für das hinterlistige Verhalten der Franktireurs verstehen können. „Wir hätten es genau so gemacht“, meinten sie. Aber diese Besonnenen sind heute noch unbedingt in sehr starker Minderzahl. Die Masse des Volkes denkt anders. Die Schwere des Kriegesunglücks, das über ihr Volk hereingebrochen, die Wucht der starken deutschen Faust, die das Land in Schach hält, läßt sie keinen besonnenen Gedanken fassen. Die Vorstellung, daß die keineswegs nur zur Parade an günstiger Stelle aufgefahrenen Kanonen in Brüssel mit ehernem Munde jedem Putschversuche sofort ein energisches Halt befehlen könnten, lastet wie eine dumpfe Gewitterschwüle über der sonst so leichtlebigen Bevölkerung dieses Klein-Paris, und die überall im Lande aufgestellten Wachtposten, die jedes Gefährt auf der Landstraße anhalten, deren Bajonette im Sonnenschein so lustig blitzen, reden eine nur zu berebte Sprache von dem alten Säge: Wehe den Besiegten! Freilich auch unter den Besiegten Belgiens gibt es schon jetzt anscheinend sehr viele, die sich mit der veränderten Lage abgefunden haben, die selbstliche oder sonstige Geschäftsinteressen höher anschlagen als ihre vaterländischen Gefühle. Jeder, der sein eigenes Vaterland liebt, wird den großen, tiefen Schmerz eines Belgiens über den Verlust seines Landes verstehen und würdigen, wird nachfühlen können die dumpfe Verzweiflung, die sich immer enger um die Gemüter wie Ketten schnürt. Und diese Ketten heißen: Nuthloses Ringen und vergeudetes Blutvergießen, Hunger und Elend bei tausend verschämten Armen, das niederschmetternde Gefühl, von seinen Freunden, den Engländern, betrogen und besogen zu sein, die nagende Sorge um die Zukunft und — für viele Edle das Schwerste — die brennende Scham über die tierischen Grausamkeiten, die von den eigenen Volksgenossen an wehrlosen deutschen Frauen und Kindern bei Beginn des Krieges begangen wurden. — Ich konnte mich diesen Empfindungen, so weit sie mir echt und wahr entgegentraten, nicht mittheilend verschließen, so sehr ich auch als echter Deutscher die völlige, baldige Niederwerfung Belgiens wünsche. Hundertmal habe ich's aus dem Munde der Unterdrückten gehört: c'est la guerre! Das war ihr einziger, dazu noch sehr schwacher, ja im letzten Grunde praktisch gänzlich versagender Trost. Und doch gibt es inmitten des mit eiserner deutscher Faust niedergehaltenen Volkes Stätten, an denen der Besiegte sich herausgehoben fühlt, vielleicht nur auf einige wenige Minuten oder Stunden, aus der rauhen Wirklichkeit in eine andere Atmosphäre barmherziger Menschenliebe, die seinen bitteren Schmerz lindert und sein tiefes nationales Leid weißboll verklärt. Das sind die Stätten des Roten Kreuzes, dieses größten Samariterwerkes der Welt, dessen heilende, versöhnende Kraft wohl nirgends unmittelbarer, gewaltiger und eindringlicher empfunden werden kann als im Feindesland. Welch ein unvergessliches Bild: Zwei deutsche Feldgrauen, beide mit schwerem Schulter- und Schenkelschuß humpelnd, und um ihren Nacken schlingt ein schwer verwundeter Belgier seine Arme und schleppt sich in ihrer Mitte — Freund und Feind in innigster kameradschaftlicher Umarmung. Da ist nichts Gemachtes an diesem Bilde, nein, hier redet das Rote Kreuz in weißem Felde eine unmißverständliche Sprache von der Liebe, die größer ist als der Haß, mit dem sich Völker bekriegen. Und diese Atmosphäre edler Samariterliebe durchweht und weicht alle Räume der Rote-Kreuz-Lazarette. Wie blühende Oasen im Wüstenland muten sie den empfänglichen Besucher an und stimmen ihn ernst und mild zugleich. — Das ist keine

Schwäche, keine unpatriotische Regung, die da in uns emporsteigt; nein, derselbe Krieger, der draußen im Kanonenbonner sein Bajonett ohne Mitleid im ehelichen Kampf dem Gegner in die Rippen stößt, der Viktoria ruft, wenn er seinen Fuß auf den Nacken des zu Boden gerungenen Feindes setzt, derselbe Krieger braucht sich nicht zu schämen, wenn er, umweht von der weisevollen Macht barmherziger Menschenliebe, an der Stätte des Roten Kreuzes es feucht in seinen Augen schimmern fühlt. So lange die Welt steht, wird es Krieg geben. Nur Ubertheoretiker werden wohl nach diesem Kriege für eine Weltverbrüderung noch schwärmen. Aber, so lange die Welt steht, wird auch gepriesen werden das edle Werk Henry Dunants, der die Kriegesfurie im Namen der Barmherzigkeit sich entgegenwarf, als er das Banner des Roten Kreuzes entfaltete. W. Stark.

Eine wahre Begebenheit vom Kriegsschauplatz teilt uns ein Offizier vom Felde aus mit: Eine hohe fürstliche Dame besucht in Begleitung des Chefarztes ein Lazarett und kommt an das Bett eines Grenadiers, der einen Schuß in einen zum Eichen unentbehrlichen Körperteil erhalten hatte. „Wo sind Sie verwundet worden?“ fragt die hohe Frau. — „Im A. . . .“, antwortet der biedere Vaterlandsverteidiger. — „Wo liegt denn das?“ — „Hart südwestlich Montmédy, Königliche Hoheit“, bezieht sich der Chefarzt zu erläutern.

Die Tagung der Überlebenden von Avezzano. Ein erschütterndes Bild bot sich letzten Sonntag in der vom Erdbeben zerstörten Stadt Avezzano, als, 12 Tage nach dem niedererschmetternden Unglück, zum ersten Male wieder ein öffentliches Leben sich bemerkbar machte. Aus den Trümmern der Kirchen waren die Altarsteine herausgeholt, und so lasen im Freien die Priester, die an die Stelle der 26 um 3 Leben gekommenen Pfarrer getreten waren, die Messe. Inmitten all der Trümmer standen die Überlebenden, das Haupt geneigt und betend, hier und da erkönte unterdrücktes Schluchzen. Im Mittelpunkt der Stadt vereinigten sich dann die Überlebenden zu einer Tagung; viele von ihnen hatten einander nach dem Unglück noch nicht wiedergesehen, da sie völlig mit den Ausgrabungsarbeiten beschäftigt waren. Sie hatten einander schreckliche Dinge zu erzählen. „Wir sind sechs Kinder, meine Frau, meine Mutter und eine Tante gestorben“, hörte man den einen sagen. Ein anderer erzählte, daß er seine drei Schwestern, den Vater und eine Schwägerin verloren habe. Viel erörtert wurde die Schwierigkeit, für alle die Leichen Särge zu beschaffen. Die Menge, die immer größer wurde, begab sich darauf vor die große Parade, die von Rom geschenkt worden ist und auf der man die Inschrift liest: „Rathhaus von Avezzano.“ Ein merkwürdiges Rathhaus, das in der Nacht den Angestellten als Schlafraum dient, die sich hier zwischen die halbzerstörten Altpakete des Standesamtes und des Archivs hinstrecken. Die Versammelten, etwa 300 an der Zahl, waren alle Familienhäupter. Das einzige lebende Mitglied des Stadtrates, ein Gemeindefekretär, der vier Stunden nach dem Erdbeben aus den Trümmern hervorgezogen wurde, hielt unter tiefem Schweigen eine Ansprache: „Wir sind die Überlebenden. Wir grüßen unsere Toten, und um der Liebe willen, die sie ihrer Stadt Avezzano darbrachten, wollen wir sie wieder zum Leben erwecken. Unsere Stadt darf nicht verlöschen. Ihre günstige Lage durch die Eisenbahn, durch Industrie und Ackerbau legt uns diese Aufgabe auf. Wir sind nur wenige zurückgeblieben, aber der Kern, den wir darstellen, wird seine Arbeit ver Hundertfachen. Wir werden es nicht zugeben, daß die öffentlichen Ämter von Avezzano verlegt werden. Wir fordern von der Regierung, daß sie uns das Werk der Wiedergeburt anvertraue.“ Stürmischer Beifall, in den sich lautes Weinen mischte, gab die Zustimmung der Versammelten zu erkennen. In der nun folgenden Aussprache wurden die Wünsche der Überlebenden zum Ausdruck gebracht. Es soll ein Komitee für das öffentliche Wohl gebildet werden, das für die gerechte Verteilung der Lebensmittel, der Baracken und der Decken sorgt. Man will eine genaue Fählung der jetzigen Bevölkerung der Stadt vornehmen. Jedes Familienhaupt soll täglich die Gutscheine erhalten, die es für die dringendsten Erfordernisse braucht. Sobald die Zeit der Bestattungsarbeiten, die auf 20 Tage festgesetzt ist, vorüber sein wird, wird über die Trümmer Kalk gebreitet werden, und Soldaten sollen Wache halten, da noch viele Werte darunter begraben liegen.